

Ähnlichkeit und Kontext

1.

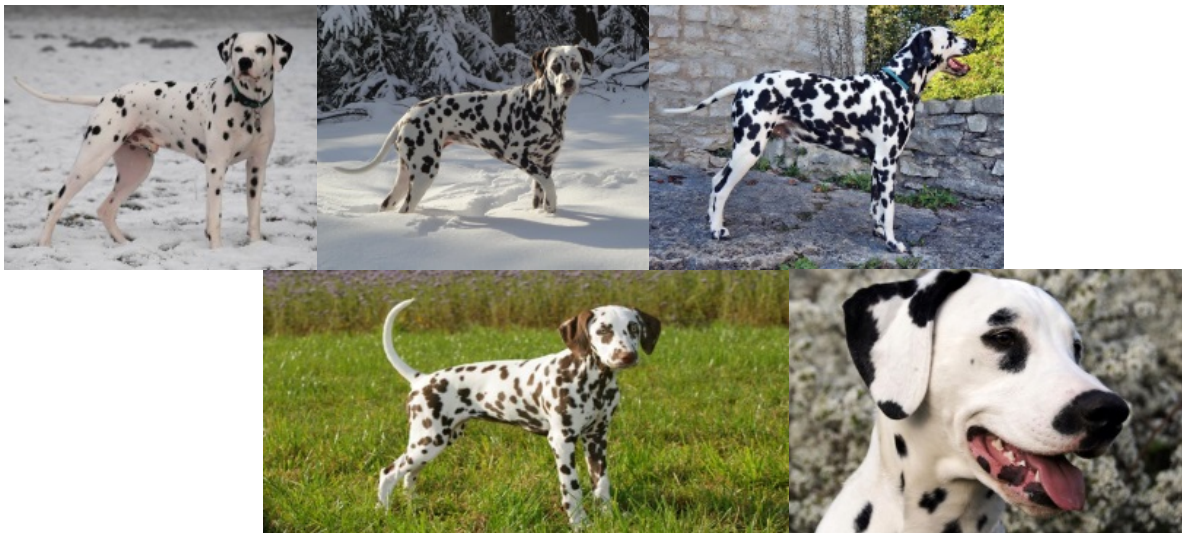
Wer über Ähnlichkeit nachdenkt, meine ich, hat es immer auch mit dem *Kontext* zu tun.



Zunächst ganz direkt: Jedes Ding oder Ereignis ist eingebettet in einen Kontext. Es ist umgeben von einer großen Menge mehr oder minder amorphen anderen Materials. Die Gestalttheorie nun sagt, dass die Wahrnehmung große Probleme hätte, ein Ding überhaupt zu erkennen, es gegen seinen Hintergrund freizustellen, wenn sie das Ding nicht *wiedererkennen* würde.

„Wiedererkennen“ heißt, dass die Wahrnehmung immer schon vorbereitet ist; und zwar durch eine große Menge anderer Wahrnehmungen, die der aktuellen Wahrnehmung vorangingen; jede aktuelle Wahrnehmung verweist auf eine Kette vorangegangener Wahrnehmungsakte zurück; und Wahrnehmung ist immer an Wiederholung gebunden.

Im Mittelpunkt des ganzen Modells steht insofern die Ähnlichkeit. Es braucht die Wahrnehmung von Ähnlichkeit, damit die Dinge überhaupt Kontur gewinnen und sich – nach dem Muster der Figur-Grund-Unterscheidung – aus dem amorphen Kontext herausheben.



In dieser ersten Hinsicht ist die Ähnlichkeit *gegen* den Kontext gerichtet: In der Wahrnehmung von Ähnlichkeit/Wiederholung *gewinnen die Dinge ihre Grenzen*; und es sind diese Grenzen (in der Zeichnung der ‚Umriss‘), die das Ding aus seinem Kontext lösen.



Dies nun hat die radikale Konsequenz, dass sich ‚ontologisch‘ die Perspektive umkehrt: Die Gestalttheorie nämlich geht nicht davon aus oder ist nicht darauf angewiesen, dass es Dinge tatsächlich ‚gibt‘ (dass ein Hund ein Hund ist und in der tatsächlichen Welt herum-springt und bellt). Die Abgrenzung und die Identität der Dinge sind nicht gegeben, sondern sie tritt im Prozess der Wahrnehmung, in der Wiederholung und in der Absetzung von wechselnden Kontexten schrittweise hervor. Insofern ist es tatsächlich die Wahrnehmung, die die Dinge konstituiert.

In dieser ersten Dimension, wie gesagt, ist die Ähnlichkeit *gegen den Kontext gerichtet*.

Der Kontext – umgekehrt – ist das, wogegen sich das Ding armiert, was seine Identität gefährdet und immer droht, das Ding zu verschlingen.



2.

Daneben aber scheint es mir einen zweiten Mechanismus zu geben, der dem ersten grundsätzlich entgegengesetzt ist: Wenn es im ersten um Abgrenzung geht, um zunehmende Unterscheidung/Absetzung vom Kontext und den Gewinn von Identität, so kann Ähnlichkeit – ganz im Gegensatz dazu – *auch Annäherung oder Anverwandlung an den Kontext bedeuten*.



Assimilation, Mimese, Camouflage, Tarnung und Täuschung setzen darauf, dass das Ding seine Kontur verliert, sich im Kontext also so weit wie möglich auflöst.



Hier wird die Identität nicht schrittweise gegen wechselnde Kontexte durchgesetzt, sondern gerade zur Disposition gestellt.

3.

Ähnlichkeit also scheint sich nach ‚innen‘ und nach ‚außen‘ richten zu können:

- Ähnlichkeit mit sich selbst oder zu ähnlichen Dingen produziert Differenz zur Umgebung (zum Kontext) und mündet in ‚Identität‘.
- Assimilation, Anähnlichung an den Kontext vermindert diese Differenz und löst die Identität potentiell auf.

Und beide Typen von Ähnlichkeit sind nicht Zustand, sondern an Zeit gebunden: Der erste Typ ist prozesshaft, operiert in Schritten und ist auf Wiederholung angewiesen; der zweite nimmt Elemente auf, die er in der Umgebung (im Kontext) vorfindet, um diese im Inneren zu wiederholen...